



# Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

2. Jahrgang

Crailsheim, Dezember 1983

Nummer 3



Frohe Weihnachten und ein glückliches neues Jahr  
allen Nachbarn und Lesern!

Der Vorstand der 9. Nachbarschaft

# Gedanken zur Weihnacht!

Wenn das laufende Jahr seinem Ende sich neigt und Weihnachten immer näher rückt, so verspürt man im Herzen wieder einmal einen durchholenden Pendelschlag nach der alten Heimat hin. Es ist der geografische Ort, wo Gefühle sich wiederfinden in Verborgenheit, Treue und Liebe. Der Kreis der Heimat verdichtet sich über Siebenbürgen ins Burzenland hinein, wo für uns Tartlauer der Mittelpunkt und Endstation in unserem Vaterhaus sein mag; dieses aber hat(te) ein Herz: die Mutter! Weihnachten und Heimweh sind bei uns Begriffe, die nicht getrennt werden können.

Wenn am Heiligen Abend unsere uns so vertraulichen und heimatlichen Glockenklänge, die frohe Botschaft hinausläuten in die Ungewißheit und in die Finsternis dieser Welt, um uns alle erreichen zu wollen, erinnert sich so mancher von uns an die Weihnachtszeit im Elternhaus, in der Schule, in der Kirche, auf dem Friedhof und hört seine eigene Kinderstimme schmetternd in erwartungsvollem Herzen „Stille Nacht, heilige Nacht...“ singen und mit großen Augen das Wunder dieser Stunde zu verstehen, das durch die flackernden Kerzen der schön geschmückten Tannenbäume zu uns sprach.

Mit heimatlicher Liebe und Verbundenheit gedenken wir an diesem Tage unseren Nachbarn und Nachbarinnen, unserer alten Heimat, unserem geliebten Tartlau, und schicken allen einen innigen Weihnachtsgruß. An diesem Tag der Freude dürfen wir nicht vergessen unserer lieben Toten, die in heimatlicher Erde ruhen oder sonst irgendwo in

dieser weiten Welt. Ehrfurcht und Respekt erbiten wir ihnen auch an diesem Heiligen Abend.

Die folgenden Verse sollen jedem von uns helfen, den Weg in die Vergangenheit und zu sich selbst zu finden:

„Wie's daheim war, wo die Wiege stand.  
Wo der Mutterarm mich weich umwandt.  
Fragt dein eigen Herz, frag's im fremden Land,  
Ob's nicht tiefer Lust und Schmerz empfand.  
Wie's daheim war,  
Wie's daheim war,  
Wies's daheim, daheim einst war“.

Allen Tartlauern, hier und in der alten Heimat, wünsche ich ein gesegnetes und frohes Weihnachtsfest sowie ein glückliches, zufriedenes und erfolbringendes neues Jahr 1984.

Möge uns auch im kommenden Jahr der Friede erhalten bleiben.

Euer  
Nachbarvater (Michael Trein)

---

*Wir haben die Heimat nicht gern,  
weil sie so schön ist,  
sondern sie ist so schön,  
weil sie unsere Heimat ist.*

*(Aus den Upanischaden)*

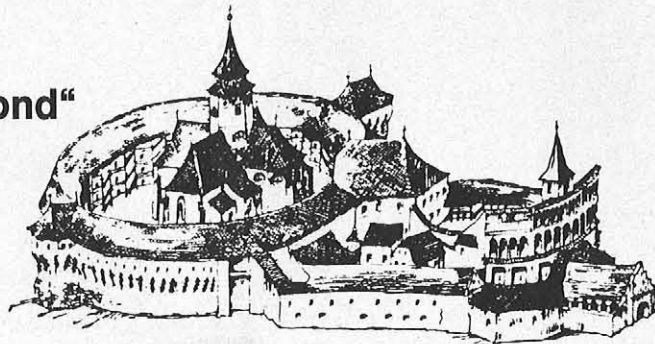
---



## „Tuerteln meng, äm Burzelond“

### Augenzeugenbericht

*über eine der letzten Belagerungen  
der Tartlauer Kirchenburg*



Durch den Pfarrer von Tartlau, Thomas Graffius, ist uns, als von einem Augenzeugen, eine Erstürmung der Burg durch die Tataren aus dem Jahre 1687 überliefert worden. Es heißt dort wörtlich:

Da kamen 1687 am 15. (?-?) Bosauer Ploiaschen nach Tartlau hergelaufen und sagten aus, daß heute Nachmittag ein erschrecklicher großer Troß Türken, Tataren, Moldauer und Walachaner mit vielem anderm schlechtem Gesindel bei der Bosauer Maut erschienen, daselbst ein großes Tabor (Lager) gemacht und morgen sicherlich in Tartlau einbrechen würden.

In Tartlau wurde sogleich die Sturmglocke gezogen und den Leuten befohlen, sich mit all ihren Sachen auf das Schloß zu flüchten. Die Viehherden samt den Rossen wurden in die Erlensümpfe im Eichenwald hingetrieben und der Bach abgegraben und fließen gelassen und weiter unten abgedämmt. Die Leute schlepten alles in das Schloß, ja sie nahmen auch die Katzen mit sich. Die Frauen und Kinder mit den alten Männern bezogen ihre Kammern auf dem Schloß und ich als Pastor zog mich mit meiner Familie ebenfalls in die Basteikammern über dem Weinkeller zurück. Die wehrhaften Männer begaben sich aber bewaffnet zum Göllner-Tor hin, um den Feind zu erwarten. Als der in furchtbar großen Massen kam, zogen sich die

Männer ebenfalls auf das Schloß zurück, hoben die drei Klaffern breite mit starkem Eisen beschlagene Falltür (Zugbrücke) auf der Schloßbrücke empor, verriegelten sie unter dem Dach mit starken Ketten und Eisenstangen, sperrten hinter sich die im Vorschloß befindlichen eichenen und mit Eisen stark beschlagenen Tore ab und eilten zu den Schießscharten. Die Weiber aber hielten viel heißes Wasser in Bereitschaft.

Der Wächter vom Turm rief bald herunter, daß der größere Teil der Feinde nach Kronstadt zieht und nur etliche tausend beim Göllner-Tor nach Tartlau hereinkommen. Bald darauf rief der Turmwächter herunter, daß die ganze Göllnergasse in Flammen stehe. Diese Hunde fanden aber in ganz Tartlau nichts zum Stehlen und Plündern vor. An diesem Tage unternehmen diese Halunken gegen das Schloß nichts anderes, als daß sie sich dasselbe samt dem Wassergraben rundherum von allen Seiten genau ansahen und mit ihren langen Flinten hin und wieder gegen die Schloßmaueröffnungen losfeuerten, welche Schüsse eben von den Tartlauern auch alsogleich erwidert wurden. Am anderen Morgen aber stellten sie sich am Wassergraben rundherum auf und fingen in Massen mit ihren langen Flinten in die Mauerlöcher hineinzuschießen, welches ihnen aber gar nichts nützte, weil die Tartlauer hinter den

Mauern geschützt waren. Die Tartlauer antworteten ihnen ebenfalls mit ganz sicheren Schüssen und streckten manchen von ihnen zu Boden, und da die Feinde keine Stücker (Kanonen) bei sich hatten, so mußten sie sich wieder in die Gassen zurückziehen und erschienen des andern Tages in aller Frühe mit vielen Wagen und langen Leitern, welche sie in der Gemeinde zusammengesucht hatten, am Platze. Sie stellten diese Wagen zu 4 bis 5 neben- und übereinander im Wassergraben auf, legten darauf die ebenfalls aus der Gemeinde herbeigeholten Gassentore und fingen auf diese Art an, mehrere Brücken zu schlagen, um das Schloß im Sturm zu nehmen. Aber auch das half nichts, denn die Tartlauer feuerten auf sie los und machten manchen mausetot. Und als sie dennoch die langen Leitern hin und wieder anlegten und hinaufzusteigen anfangen, da wurden sie von den Tartlauern mit ihren langen Lanzen hinuntergestoßen, so daß sie kopfüber in den Wassergraben hinunterstürzten und mancher von ihnen im Wassergraben umkam. Die Frauen gossen in den Kesseln und Kandeln (Töpfe) brühheißes Wasser auf die Hände und ins Gesicht, so daß sie von den Leitern eiligst hinunterstiegen und sich mit verbrannten Gesichtern und Händen retirieren mußten. Und da sie dieses Manöver auch am nächsten Tag vergeblich wiederholt hatten und nun einsahen, daß sie auf diese Weise den Tartlauern

nicht zu Leibe kommen könnten, verlegten sie sich endlich auf's Parlieren (Verhandeln). Sie erschienen nämlich mit weißen Tüchern vor dem Schloß und verlangten Einlaß, indem sie niemanden etwas zu Leibe tun wollten und man solle ihnen nur zu Essen geben. Die Tartlauer zeigten ihnen ihre langen Flinten und winkten ihnen heranzukommen, wozu sie aber keine Lust mehr verspürten, sondern sahen sich genötigt, am 5. Tage mit hungerndem Magen unter Schand und Spott wieder abzuziehen.

Sie mußten also Tartlau um so mehr alsogleich verlassen, als schon mehrere Abteilungen der Tataren und ihrer Verbündeten, von den Österreichern geschlagen, auf der Flucht bei Tartlau einlangten und ohne sich daselbst umzusehen über den Bosauer Paß in ihre Heimat zurückeilten, welchen sich die Bestien bei Tartlau her anschlossen und mit ihnen zum Teufel gingen.

Daß Gott denjenigen, welche diese starken Schloßmauern und den Wassergraben aufgebaut haben, in Ewigkeit vergelten und deren Gebeine in der Erde ruhig schlafen lassen möge, denn ohne dieses Schloß und den Wassergraben hätte man nach dem Abzug dieser Barbaren die Leute in Tartlau leicht zählen können.

Eingesandt von Nachbar Stefan Deszö

---

## Begebenheiten – Erinnerungen – Geschichten – Begebenheiten – Erinnerungen

---

### Erinnerungen an Tartlau

von Otto Depner

*Denke ich an Tartlau –*

*dann ist das meine angeborene Heimat.*

*Schreibe ich über Tartlau –*

*dann fühle ich mich damit verbunden.*

*Begegne ich heute einem Tartlauer –*

*dann muß ich zugeben, kein waschechter Tartlauer zu sein;*

*dann hadert mein Innerstes mit dieser einmalig*

*nur in Tartlau gesprochenen harten Mundart . . .*

## II

Von unserem Fenster aus konnte das Geschehen auf dem Wochenmarkt genau beobachtet werden. Aber was bedeuteten uns schon solche Selbstverständlichkeiten wie Gemüse und Feldfrüchte oder Schlachtvieh und Fuhren von Brennholz. Herauslocken konnte uns erst der Jahrmarkt mit seinem bunten, fast orientalischem anmutenden Treiben. Eine lustige Zeltstadt entstand von einem Tag auf den andern, mit Buden und Ständen, einem Vergnügungspark mit Gassen voll von verlockenden Düften, dem nötigen Blendwerk und viel Geschrei. Ein ausgiebiger Besuch gehörte zur Pflichtübung und weckte vielerlei Wünsche. Die Marktschreier verstanden ihr Mundwerk wirkungsvoll einzusetzen. Wir Buben bekamen jedesmal einen schwarzbraunen Honigkuchen in Fischform, Halva und Rachat, dazu einen bunten Schimmy-Ball, mit einem dünnen Gummifaden an den Mittelfinger gebunden. Damit konnte man die Mädchen bestens erschrecken – den Ball auf den Kopf zuwerfen, und kurz vor dem Ziel wieder abfangen; ein möglicher Treffer schadete in erster Linie nur dem Ball. Seine Hülle bestand ja nur aus Krepppapier, mit einem Innenleben aus Sägemehl; die Lebensdauer war kaum länger als der Jahrmarkt selber – wie auch aller übrige Tand nur kurze Freude bescherte. Stoffe, Tuche, Bekleidung und Haushaltswaren interessierten uns Buben weniger. An einer Unmenge von Töpferwaren ging kein

Weg dran vorbei; sie lagen wenigstens gut überschaubar auf dem Boden ausgebreitet und hatten wohlgefällige bauchige Formen, erdige Farben und Verzierungen. Hier wurde gründlich Ausschau gehalten nach etwaigen Ergänzungsstücken zu der eigenen Sammlung bäuerlicher Tonkrüge im Hause. Vater erklärte uns damit die Abstammung unseres Namens vom Töpferhandwerk her.

Ungeduldig äugten wir dabei schon zum Rummelplatz hinüber, wo sich lustige Ringelspiele unter Quietschen und Klingeln im Kreise drehten. Die Antriebsenergie lieferte die ärmere Landjugend durch Muskelkraft. Mit dem Signal einer Handglocke begann das Anschieben auf einer verdeckt angeordneten Plattform, gleich einer Treitmühle mit zunehmendem Getrappel – beim auslaufendem Schwung baumelten alle, gleich Trittbrettfahrern, auf dem Schiebepalken. Für zehn Schiebungen gab es als Lohn zwei Freifahrten.

Die buntlackierten Holzpferdchen vom Ringelspiel hinterließen bei mir einen nachhaltigen Eindruck: richtige Reittiere sollte man haben!

Am Rande des ganzen Rummelplatzes lagerten die Gespanne der auswärtigen Marktbesucher wie eine Planwagenkolonie. Daraus entstiegen, neben zahlreichen Familienmitgliedern, nicht selten auch die zum Unterhalt mitgeführten Tanzbären. Im größten Lärm, mitten im Gedränge der Gassenkreuzungen, jammerten die Bettler. Auf einem Haufen Stroh boten sie ihre Gebrechen feil und erheischten christliches Mitleid nach einer „pomana“. Sobald ihnen im Vorbeigehen jemand unachtsam zu nahe kam, ohne etwas gegeben zu haben, schimpften sie im nächsten Moment den Herrgott vom Himmel herunter. Am schlimmsten trieb es der altbekannte „Libbamai“, schon wenn er diesen seinen Spitznamen hörte – vor lauter Almosen leicht angesäuselt erklang seine Stimme zumeist als ein Bittgesang. Ein Schwarm von Zigeunern durchwühlte nach verlaufenem Markt jeden Abfallhaufen nach verwertbaren Resten; ihre Weiber stellten sich breitbeinig an den Straßenrand und ließen das Wasser plätschern. Bis zum nächsten größeren Regen blieb sowieso ein gärender Uringestank über dem ganzen Platz.

Frische Luft die Fülle brachten die Herbst- und Winterstürme; da konnte es schon unangenehm kalt werden. Der scharfe Ostwind, genannt „Kriwatz“, ließ die Fenster mit Eisblumen zuwachsen. Zum Christtag gab es im großen Zimmer einen mächtigen Tannenbaum, geschmückt mit roten Kerzen und vergoldeten Nüssen, mit Salonzucker und in kunstvollen Papierkörbchen köstliche Weihnachtsbäckereien. Unter dem Baum aber war mein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen, in Form eines prächtigen Schaukelpferdes. Es kam auf dem holprigen Dielenboden beträchtlich in Trab; selbst der Baum begann etwas zu wackeln – darinnen ein kleines rotes Glasvögelchen mit seinem langen Schwänzchen verlockend auf und ab wippte. Genau dieses mußte jetzt her. Dazu schien mir der Weg über einen Stuhl mit Lehne zu unsicher. Also kroch ich von unten in den Baum, nicht ohne die Gesellschaft im Nebenzimmer zu beobachten; vorsichtig richtete ich mich zwischen den Ästen auf und stieg langsam nach oben. Kaum daß ich vom Boden abhob, fiel der Baum rauschend und krachend um. Im nächsten Moment sah ich mich von der Familie umringt; die Tante, sehr mitleidvoll, machte die größten Vorwürfe, warum so ein riesiger Baum nicht am Fensterkreuz angebunden wird – nur Vater holte stumm sein vierkantiges Lineal vom Schreibtisch. Es setzte eine Tracht Hiebe, wie immer zur rechten Zeit, mit der einen Hand im Nacken übers Knie gebeugt.

Zur Zeit der „Fuesendech“ (Fastnacht) gab es einen schaurigen Mummenschanz. Die Burschen hatten sich Leinenmasken umgehängt und jagten reitend und trompetend durch die Straßen. Eine Wagenkolonne mit allerlei Schabernack bildete einen lustigen Umzug. Die Hauptattraktion darin war ein Planwagen mit seitlichen Öffnungen und großer Aufschrift „Guck ins Loch“. Beim Einwerfen einer Münze streckte ein engagierter Dorfdepp den nackten Hintern zur Plane heraus.

In der kälteren Jahreszeit, wenn die Feldarbeit ruhte, fanden die meisten bäuerlichen Großhochzeiten statt. Dazu reichte der Gemeindesaal kaum noch aus, die Anzahl der Gäste zu fassen; man saß in enger Tuchfühlung an langen Tischreihen. Je nach Ansehen der Familie waren Dutzende von Helfern nötig; Vorbereitung und Aufwasch erforderten eine tagelange Aktion. Das ganze Fest war eine großartige Gemeinschaftsleistung. Die hohen Ausgaben kamen über die Zeremonie der „Gauf“ (Gabe, am Gabentisch bei Musik überreicht) wieder herein. Der Ablauf sowie die Speisenfolge waren einem bewährten Brauch unterworfen, mit Pausen für die Teilnehmer, um zwischendurch daheim das Vieh zu füttern. An uns ging kaum ein Fest vorbei; entsprechend rüstete man sich auch zum sonntäglichen Kirchengang, mit anschließender kirchlicher Trauung und dem Aufmarsch der Trachten. Für uns Buben hatte man extra feine Gewänder angeschafft: orangefarbene Modejäckchen, Bommel und Wollschnüren zum zubinden. Mein älterer Bruder Kurti weigerte sich entschieden diese „Zigeunerjacken“ anzuziehen. Ja, es kam sogar so weit, daß wir nicht auf die Hochzeit mitdurften. Brüllend blieben wir im Hause.

Nachmittags, als es zum „Brautsuchen“ ging, zog sich der Festzug mit Musik und lauten Jauchzern, ähnlich dem Jodeln, auch an unserem Haus vorbei. Wir standen am Fenster und sahen, wie unser Vater aus dem Zug ausscherte, um nach uns zu sehen. Auf Kurtis Geheiß antworteten wir mit jämmerlichem Geheule und erneuter Verweigerung. Beim Zurückkommen sah Tata abermals nach der Stimmung. Nun aber wurde mir die befohlene Heulerei zu dumm, ich zog die Jacke an und durfte mitgehen. Natürlich war das ein Loyalitätsbruch, vollzogen in Anbetracht eines guten Essens. Mein Bruder war mir darüber sehr böse, doch es ging auch hier um eigene Erfahrungen.

Vorausgegangen war im zeitigen Frühjahr ein als besondere Delikatesse geltendes Froschschenkelessen; durch den Umstand, daß die Schenkel von leibhaftigen Fröschen abgehackt worden waren und von Rumänen ins Haus gebracht wurden, wollte er sie mir verekeln – jedoch ich probierte davon und fand sie sehr schmackhaft. Das Problem mit der Jacke löste sich übrigens später ganz von selbst. Die freiwillige Feuerwehr gab, zur Einweihung einer neuen Spritze, ein großes Fest mit Beteiligung von auswärtigen Gruppen. Riesige Haufen von Abfallholz mit Reisig, Stroh und Kisten wurden auf dem Dorfplatz aufgetürmt. Rauch und Flammen loderten hoch zum Himmel – die Löschübungen klappten vorzüglich. Die tapferen Männer, mit großem Beifall bedacht, verschwanden gar bald in den Wirtshäusern. Zurück blieb ein Haufen dampfender Asche; verlockend genug, um darin herumzuwühlen. Da kam mir der Gedanke, die Nägel aus der Asche säuberlich herauszulesen. Gar bald waren beide Seitentaschen der orangefarbenen Jacke davon so vollgestopft, daß sie schon überquollen und mit den nicht minder geschwärzten Händchen zugehalten werden mußten. Es war höchste Zeit, die Beute nun freudestrahlend daheim abzuliefern. Der Empfang blieb jedoch denkbar frostig, und das vierkantige Lineal trat wieder in Aktion – mir völlig unverstänglich für meine einträgliche Tat. Die orangefarbene Jacke wurde mir nie wieder angezogen.

(Fortsetzung folgt)

---

## Die Ansicht eines Jugendlichen

---

### Mensch, Mensch!

Ich begegnete einmal einem alten, weißhaarigen Mann, der auf einer Bank unter einer uralten, mächtigen Eiche sich jenem hingab, was die Überlegenheit der Zeit ihm übriggelassen hatte: den Erinnerungen nachzugehen an Taten, die sein Leben prägten.

Als ich mich zur Rast neben ihn setzte, fing er an, zu erzählen: Junge, hundert Lebensjahre sind ein hohes Alter, das unter Tausenden wohl kaum einer erreichen kann. Sollte es jedoch einer erreichen, so nehmen davon die Jahre hilfloser Kindheit und stumpfer Altersschwäche fast die Hälfte ein. Die Zeit, die Nachts verschlafen und am Tag sinnlos vertan wird, nimmt davon wieder nahezu die Hälfte ein.

Die von Schmerzen und Krankheiten, von Kummer und Bitternis, von Trauer und Fehlschlägen, von Sorgen und Ängsten geraubte Zeit nimmt davon wiederum die Hälfte ein.

Zählt man nun zusammen, wieviel Zeit man in den übriggebliebenen zehn oder mehr Jahren wirklich sorgenfrei und ohne niederdrückende Gedanken verbracht hat, so bleibt nur ein kümmerlicher Rest von einigen Tagen, allerhöchstens wenige Wochen. Ich war gefesselt von seiner Erzählung, und wagte nicht, ihn zu unterbrechen.

Er fuhr fort:

Was also bedeutet dann schon das Leben des Menschen? Was bietet es an Freuden? Schönheit und Üppigkeit vielleicht? Schöne Musik und Liebeslust vielleicht? Sicher, an Schönheit und Üppigkeit, an guter Musik und Liebe könnte man dauernd Gefallen finden, doch wird es einem nicht dauernd gewährt.

Bedenken muß man dann noch, wie vieles einem verboten wird und zu manchem andern wieder angespart durch Strafdrohungen oder guten Lohn. Name und Gesetz bestimmen so vieles im Leben, was man anfängt oder aufgibt.

In fleißigem Mühen und hastigem Treiben strebt der Mensch nach Ruhm in seinen kurzen Erdentagen, um nach dem Tod noch ein wenig weiterglänzen zu können. Es wird peinlich nach den Regeln der Sittlichkeit gelebt, um böses Gerede zu vermeiden. So vertut man für nichts und wieder nichts die schönsten Lebensjahre und kann sich kaum einen Augenblick frei und ungezwungen seinen Gefühlen hingeben.

Worin also unterscheidet sich das Menschenleben vom Dasein eines Schwerverbrechers, der in Fesseln und Ketten seine Tage verbringt?

Bedenkt man nun den Menschen in uralten Zeiten von mehr als 15 000 Jahren. Irgendwie wußten sie besser wie wir, daß das Leben und der Tod nur ein flüchtiges Entstehen und Vergehen sind. Sie folgten in ihrem Handeln den Sehnsüchten ihres Herzens und kämpften nicht an gegen die Natürlichkeit ihrer Neigungen. Was ihnen Freude

machte, das taten sie. Sie widersetzten sich nicht der Natur und ein Nachruhm nach dem Tode bedeutete für sie nichts.

Ein glorreicher Name jetzt oder später, ein Leben lang oder kurz, so etwas zählte bei ihnen nicht!

Lange noch, nachdem ich gegangen war, mußte ich seiner Worte gedenken. Eigentlich hatte er ja recht, der alte Mann.

Wolfgang Trein

---

*Das ist der Weisheit letzter Schluß:  
Nur der verdient sich Freiheit  
wie das Leben,  
der täglich sie erobern muß.*

*(Johann Wolfgang von Goethe – Faust)*

---

## Siebenbürgisch-sächsische Webmuster aus Tartlau

*Gesammelt von Herta Wilk. Mit einem Vorwort und 55 Bildtafeln. Kriterion-Verlag, Bukarest, 1982.*

Herta Wilk, die nicht nur in Siebenbürgen bekannte und beliebte Heimatforscherin aus Tartlau, die in ihrem Heimatort auch ein qualitativvolles Heimatmuseum eingerichtet hat, selbst töpft, malt, stickt und webt, hat es dankenswerterweise aus eigenem Antrieb auf sich genommen, eine Webmustermappe mit knapp 200 Mustern auf 55 Bildtafeln in den Druckfarben Rot, Blau und Schwarz, alle gesammelt in Tartlau, im Kriterion-Verlag, Bukarest, herauszubringen. Diese Mappe ist ein überaus würdiges Pendant zu Herta Wilks vor acht Jahren herausgegebenen Mappe „Siebenbürgisch-sächsische Leinenstickereien aus Tartlau“ (1. Auflage), die ganz ähnlich ausgestattet ist und inzwischen in mehreren Auflagen mit 70 000 Exemplaren herauskam. Wiewohl Nadelarbeiten im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehen – bedingt auch durch die technisch leichtere Nachvollziehbarkeit –, ist Weben doch die viel ältere Fertigkeit, ja bereitet erst die Grundlage und die Voraussetzung zur Auszier. Der Webstuhl gehört zu den ältesten Handwerksgeräten und die Handweberei kann auf eine Jahrtausendelange Geschichte zurückblicken. Aus dem 15. Jahrhundert stammen die ersten urkundlichen Belege für ein entwickeltes Textilgewerbe in Kronstadt, und bis ins 19. Jahrhundert hinein war die Woll- und Tuchweberei das wichtigste Gewerbe in Siebenbürgen. Vom Flachs (Hanf, Wolle, Baumwolle) bis zum fertigen Leinen ist es ein weiter Weg, und für diesen waren viele Berufszweige notwendig. Der Flachs geht neunmal durch des Menschen Hand, bis er ihn als Leinwand am Leibe trägt, sagt man in Österreich. Ende des letzten Jahrhunderts wurden noch in der Hälfte der Burzenländer Gemeinden Flachs und Hanf angebaut, so auch in Tartlau: u. a. beweist es der Flurname „Fluosguerten“. Erst als sich der Import der billigeren Baumwolle verstärkte, ging der Anbau von Faserpflanzen stark zurück. Heute noch wird die Handweberei, die früher in den Städten zunftmäßig und auf dem Lande zunächst nur für den Hausgebrauch betrieben wurde, in vielen siebenbürgischen Dörfern gepflegt. Die Bedürfnisse eines sich entwickelnden Kunstgewerbes haben die Volkskunst neu entdeckt. Die Volkskunstschulen fördern das Handweben, auch gibt es Weberinnen, die junge Mädchen anlernen. Herta Wilk legt ihrer Mappe ganz bewußt fünf leere Tafeln zum Sammeln, Kopieren, Entwerfen oder zum Anfertigen von Musterkombinationen bei.

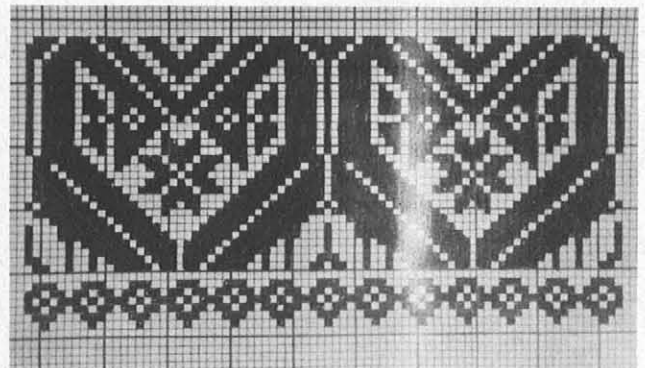
Herta Wilk zieht für ihre Sammlung mehrere in ihrem Besitz befindliche handgeschriebene Musterbüchlein aus

dem 19. und 20. Jahrhundert zu Rate, die alle beweisen, daß es unter den Burzenländer Webern einen regen Mustersaustausch gegeben hat und daß es rumänische und griechische Händler waren, die die Ware vertrieben, so daß z. T. gleiche Muster sowohl bei Sachsen als auch bei Rumänen und Ungarn zu finden sind.

Die Ornamentik der Webereien gleicht im wesentlichen jener der Stickereien; in beiden Fällen erfordert die Grundstruktur eine geometrische Anordnung in der Musterung. Die in der vorliegenden Mappe vorgestellten Webmuster lassen sich nicht nur weben, sondern auch sticken, netzen, häkeln und sogar stricken. Von den sächsischen Bäuerinnen wurden vor allem Pflanzen- und Sternornamente, die immer wieder abgewandelt, „umgeklappt“, mit anderen Mustern kombiniert bzw. mit schmalen Musterstreifen unterbrochen wurden.

Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt – außer der technischen. Herta Wilk hat mit ihrer Mappe nicht nur wertvolles Kulturgut gerettet, sondern regt darüber hinaus zum Weiter- und Mitmachen an. Ihr gebührt dafür herzlicher Dank!

Dr. Rotraut Acker-Sutter (Salzburg)



„Der krummhalsige Vogel“, Webmuster aus Tartlau (1829)

---

*Der Tradition bewußt –  
Die Herkunft nie verleugnet!*

---

☆ ☆ ☆ ☆ ☆ **Weihnachtsgeschichte sächsisch** ☆ ☆ ☆ ☆ ☆

Auf besondere Weise feierte die Tartlauer Kirchengemeinde im letzten Jahr den Heiligen Abend. Auf die üblichen Gedichte, die die Kinder eingangs in deutscher Sprache vortrugen, folgte die Weihnachtsgeschichte auf Tartlauer Sächsisch.

Da wurde der Vortrag und dadurch das ganze Geschehen auf einmal lebendig. Die drei Jungen, die die Hirten darstellten, sprachen ihr Sächsisch von zu Hause, nur der Verkündigungengel sprach das Deutsch aus der Schule. Da konnte man die Hirten kommentieren hören:

„Heut' ist der Heiland geboren“,  
huet e gesaut „und das habt zum Zeichen“, huet e gesaut,  
„Ihr werdet finden das Kindlein in Windeln gewickelt“ –  
doat huet e och gesaut...

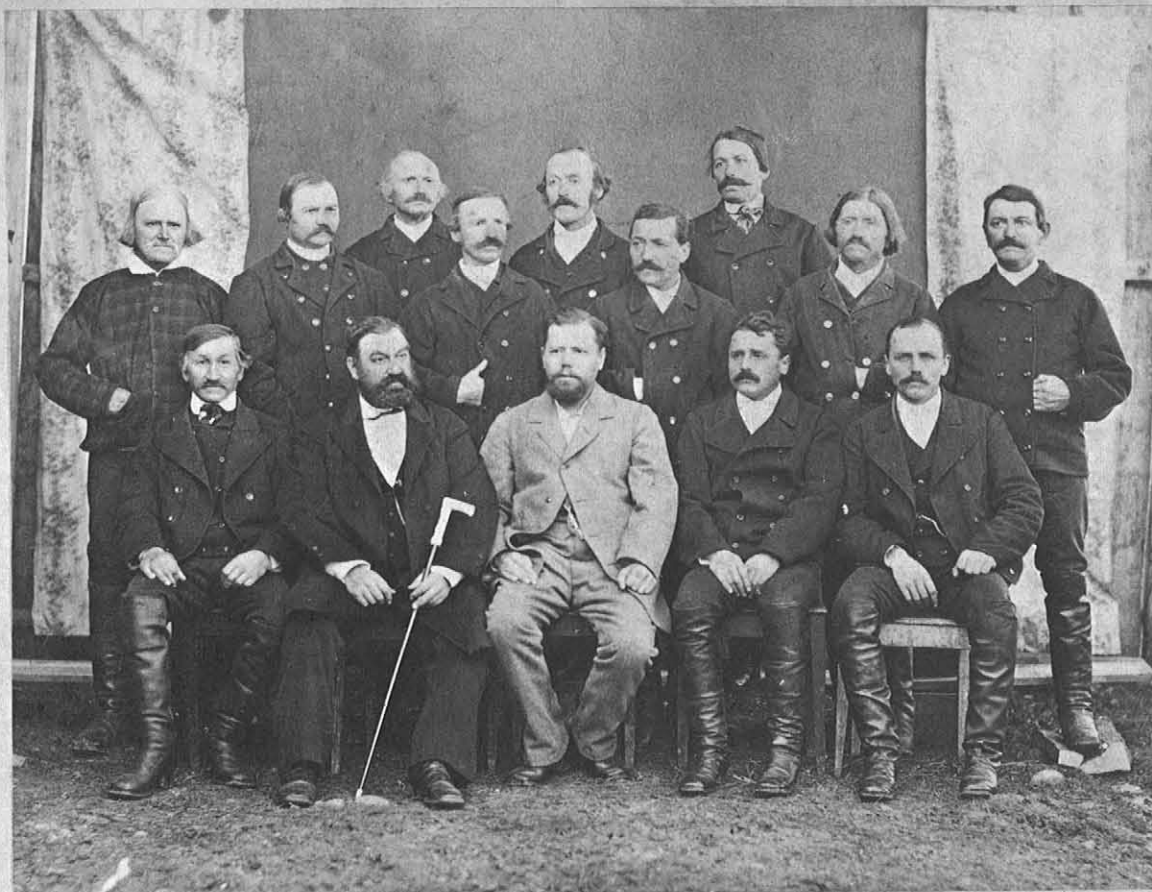
An einer anderen Stelle heißt es: „E maichtlich Starn bewiecht sech hu uem Himmel, mat em lechten Zuegchel.“ – „Die Menge der himmlischen Heerscharen“ hatte sich auf der Empore zur Großen Doxologie eingefunden. Somit nahm auch der Kirchenchor unmittelbar am Krippenspiel teil.

Dieses in Anlehnung an Carl Orffs Weihnachtsgeschichte entstandene Krippenspiel hat den Zuhörer durch seine Lebendigkeit überzeugt. Pfarrer Johann Orendi hätte wohl kaum eine bessere Lösung für seine Gemeinde finden können: das Weihnachtsgeschehen auf Tartlauer Sächsisch verkündigt.

Trein M., aus Kirchliche Blätter, Jg. 11, 1983, Nr. 3, S. 4



# TARTLAUER MARKTAMT. 1881.



*Mich. Bedner, Joffe, Marc. Bruss, Joffe, Mich. Morres, Joffe.  
Joh. Morres, Joffe, Joh. Türk, Mich. Rosenauer, Joffe, Jg. Bruss, Joffe, Mich. Teutsch, Joffe, Joh. Morres, Joffe.  
Jg. Zerbes, Rufin, Joh. Türk, Jg. Köcher, Vize-Not. Joh. Türk, Joffe, Joh. Schmidt, Waisenvater*

Michael Bedner, Marcus Bruss, Michael Morres (Geschworene)

Johann Morres, Johann Teutsch, Michael Rosenauer, Georg Bruss, Michael Teutsch, Johann Morres (Geschworene)

Georg Zerbes (Richter), Johann Türk (Richter), Georg Köcher (Vize-Notär), Johann Türk (Vize-Richter),

Johann Schmidt (Waisenvater)

# Heimatlich geborgen im Lied

Das siebente Burzenländer Chortreffen fand in der Tartlauer Wehrburg statt

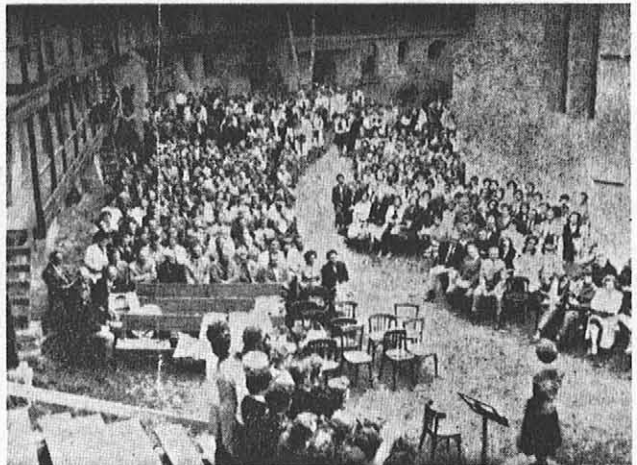
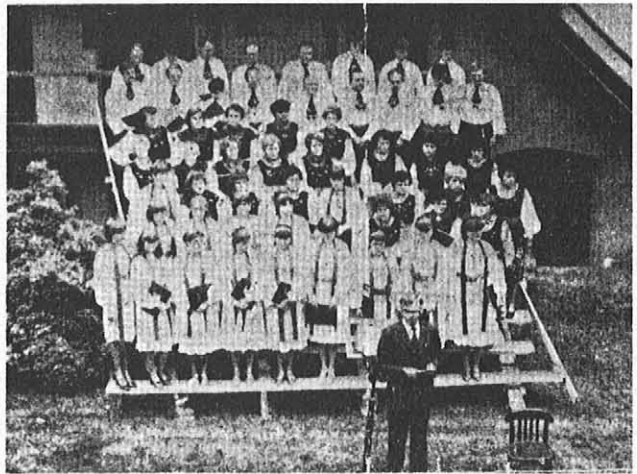
Mit Zug, mit Bus, mit Pkw waren sie zusammengekommen: Die Burzenländer Chorgruppen, die ihr siebentes Treffen diesmal nicht als internes Arbeitstreffen, sondern – zum Mitteilen und Einblickgewähren bereit – vor Publikum abhielten. In der einladenden renovierten Tartlauer Wehrburg, wo mit organisatorischem Geschick eine Freilichtbühne gezimmert worden war. Die überdachten Holztreppen und mehrstöckigen Galerien boten später beim gemeinsamen Abschlußsingen der zehn Chöre mit 350 Sängern einen wirksam erweiterten Bühnenraum und schützten außerdem vor dem immer wieder sich vortastenden Septemberregen, den das Publikum unverdrossen mit flott gehandhabten Schirmen parierte.

Die gastgebenden Tartlauer eröffneten das Treffen zuerst mit Blasmusik, dann begrüßte der gemischte Chor, in Festtracht gekleidet, das in Bänken und Stühlen rechts und links die Ringgänge füllende Publikum. Es schlug drei Viertel drei vom Turm, als der von Hans Orendi geleitete Chor gerade das (von Otto Reich verfaßte) Heimatlied „Hemetglauken hirn ech kleinjen“ vortrug. Heimat war denn auch ein Wort, ein Begriff, der von mehreren Chören an diesem herbstlichen Nachmittag beschworen wurde: der handgestickte Wandspruch mit den alten Burzenländer Dorfswappen, hier als Bühnendekoration herbeigeschafft, tat es auch. Im Repertoire standen außer Otto Reich auch Karl Fisi, Rudi Klusch, Paul Richter, Viniciu Grefiens, Michael Walter Klepper, einheimische Tonsetzer neben Brahms, Mendelssohn-Bartholdy, Schubert oder Verdi. Mehrere Chorgruppen benutzten das von Norbert Petri vor Jahren herausgegebene Liederbuch. So sind denn diese regelmäßigen Treffen Pflege und Erfahrungsaustausch in mehrfacherem Sinn: Einheimisches Liedgut wird entdeckt und gefördert, Interpretationsstile werden verglichen, im zwanglosen Gespräch lassen sich methodische und organisatorische Fragen erörtern.

Zum erstenmal war auch die Marienburger Singgruppe unter Norbert Kirr mit dabei. Sie erhielten seitens der „Karpatenrundschau“, die diese Chortreffen in Zusammenarbeit mit dem Kreisrat der Werktätigen deutscher Nationalität betreut, den von Harald Meschendörfer entworfenen Zierteller der KR, eine Auszeichnung, die beim Frühjahrstreffen alle übrigen Chorgruppen erhalten hatten und die jetzt auch der Kleine Chor des Kronstädter Honterus-Lyzeums überreicht bekam. Zu den offiziellen Gästen zählten Chefredakteur Eduard Eisenburger sowie Pressevertreter aus dem In- und Ausland. Touristengruppen waren extra zum Tartlauer Chortreffen herangereist.

Trotz dräuendem Regen wurde der anregende Singvergleich Punkt für Punkt abgewickelt. Es sangen also außer den schon erwähnten Gruppen der Kronstädter „Paul Richter“-Chor, verstärkt durch den gar nicht so kleinen Kleinen Chor (Leitung: Kurt Philippi), der Zeidner Frauenchor (Sigrid Wagner) und Männerchor (Ernst Fleps), den Heldsdorfer Männerchor (Hartfried Depner), den Rosenauer Kammerchor (Gernot Wagner), die Weidenbacher Chorvereinigung „Rudi Klusch“ (neuer Dirigent: Otto Gutt) und der Wolkendorfer gemischte Chor (Albert Schnabel).

Bei diesen Burzenländer Chortreffen geht es nicht um Ränge, Preise und Auszeichnungen, getestet wird zwar das Niveau kultureller Selbstversorgung, aber ohne Wettbewerbszwang. Daß diese Begegnungen dann auch für



*Blick in den einen Teil des Burginnenhofs; genau soviel Publikum hatte sich auch auf der anderen Seite eingefunden*

die Auftritte im Wettbewerb „Preis dir, Rumänien“ ein ausgezeichnetes Vortraining darstellen, beweisen die zahlreichen bisher ersungenen Preise.

Der schließlich nicht mehr wegzusingende Regen hatte nicht nur dazu geführt, daß die Heldsdorfer Männer ihre Trachtenhemden im Koffer lassen mußten, auch die vorbereiteten Tische im Bäckerhof der Burg konnten am Ende der Veranstaltung nicht gedeckt werden. Dafür gingen die Gastgeber mit Körben voll appetitlich duftenden, im Dorf gebackenen Tartlauer Kipfeln sowie frischem Most in den Kannen durch die unter Vordächern und schützenden Torgewölben auf die Abfahrt wartenden Reihen und gaben ein weiteres Zeichen gelungener Selbstversorgung.

Das achte Chortreffen, wo wird es stattfinden? Da mischten sich die Zeidner ins Gespräch: „Das wissen wir noch nicht, auf alle Fälle soll das neunte im nächsten Herbst in Zeiden ablaufen, unser Männerchor wird zum gleichen Zeitpunkt sein 100jähriges Bestehen festlich begehen, da wollen wir nicht allein feiern.“ Wie wir dann erfahren, ist das achte Chortreffen im Mai in der Kronstädter Weberbastei geplant worden. Gewiß ein ansprechender Rahmen für Sänger und Zuhörer.

## „Wahret, was Ihr geschaffen habt!“

Die bundesdeutsche „Arbeitsgemeinschaft zur Förderung und Erhaltung kultureller Werte“ warnt vor voreiligem Handeln

Vor kurzem erhielten wir einen Brief aus der Bundesrepublik Deutschland. Es ist ein „Offener Brief“, den die bundesdeutsche „Arbeitsgemeinschaft zur Förderung und Erhaltung kultureller Werte“ an die Massenmedien unseres Landes richtet, mit der Bitte, man möge ihre warnenden Worte abdrucken. Sie seien nicht als „Einmischung“ in die Privatsphäre des einen oder anderen gedacht, sondern bloß als Diskussionsstoff, als Anregung zu gründlicher Überlegung und Besinnung für diejenigen, die glauben, daß alles, was anderswo glänzt, auch gleich Gold wert sei. Der von Eberhard Jäger, dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft, gezeichnete Brief ist vor allem an die „Siebenbürger und andere deutschstämmige Bürger“ unseres Landes gerichtet. Die darin geäußerten Gedanken entspringen einer aufrichtigen Sorge um die Zukunft derjenigen rumäniendeutschen Mitbürger, die ihre uralte Heimat verlassen wollen, wodurch sie ihre gesellschaftliche und kulturelle Identität ein für allemal einbüßen.

Doch folgen wir der überzeugenden Argumentation, so wie sie im Brief formuliert wird: „Unsere politisch und kirchlich nicht gebundene Arbeitsgemeinschaft zur Förderung und Erhaltung kultureller Werte aus der Bundesrepublik Deutschland grüßt Sie alle und vermittelt ihre Hochachtung für die Entwicklung und Erhaltung Ihrer alten, hochbedeutsamen siebenbürgischen Kultur und Tradition! Wir haben die Sorge, daß viele von Ihnen, die den Wunsch haben, in die Bundesrepublik zu übersiedeln, sich falsche Vorstellungen von den hiesigen Lebensbedingungen machen und daß das uralte Wort: ‚Bleibe im Lande und nähre Dich redlich‘ auch heute noch ratsam ist! Wir sind dankbar, daß wir hier geradezu ein Überangebot an Luxusgütern und Waren haben, man darf aber nicht übersehen, daß alles sehr teuer ist! Durch die Arbeitslosigkeit hier ist es schwer, beruflich unterzukommen. Wir haben den Eindruck, daß viele Umsiedler hier enturzelt werden und untergehen. Andere wieder, die es schaffen, nehmen Schaden durch Verfettung, Alkoholismus, sexuelle Zügellosigkeit, innere Heimatlosigkeit, Drogen, Verfall . . . Echte Kultur wird hier weithin weder erkannt noch anerkannt und kämpft ums Überleben . . .“

Hingegen haben wir, die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, alle Rumäniendeutschen hier jahrhundertalte Traditionen und Kulturwerte zu wahren und weiter zu fördern. Das, was wir hier geschaffen haben, noch heute und auch morgen besitzen – eine bodenständige deutsche Literatur, deutsche Presseorgane und deutsche Schulen, deutsche Theater und eine sehr rege Laienkunstabewegung in deutscher Sprache –, ist ein Fakt, vor dem alle ausländischen Sachkenner und Besucher den Hut ziehen können. Warum also all dies preisgeben? Warum sich in eine Welt begeben, die dem eigenen Wesen fremd ist, die einem fremd bleibt, weil man dort doch nur als Fremder, als Hergelaufener betrachtet und bewertet wird. Was zählt schon ein Auto- oder gar ein Reihenhausesitzer mehr oder weniger in der Bundesrepublik Deutschland? Nicht viel. Dagegen aber ist und bleibt es nicht nur eine wahrhafte Leistung, sondern auch eine **einmalige** historische Aufgabe, alle die kulturellen Werte, die unsere Vorfahren im Laufe von über 800 Jahren hier geschaffen haben, auch weiterhin zu pflegen und zu vermehren.

Gerade auch in diesem Sinne sei es völlig unverständlich, „daß hiesige Staatsmänner für die Umsiedlung eintreten, aber nach unserer Meinung in unverantwortlicher Weise versäumen, auf Schwierigkeiten hinzuweisen, mit denen die Umsiedler hier rechnen, weswegen wir uns zu diesem Diskussionsbeitrag veranlaßt sehen. Bedenken Sie auch, was aus Ihrer berühmten siebenbürgischen Kultur werden soll und ob diese Heimatwerte nicht viele materielle Vorteile aufwiegen!“

All dem hat die Redaktion nichts mehr hinzuzufügen. Es ist dies die offene und aufrichtige Meinung von Menschen, die unser Land besucht haben, die von seinen landschaftlichen wie kulturellen Sehenswürdigkeiten und Werten tief beeindruckt blieben. Es waren also „nur Fremde“, die unaufgefordert und selbstlos zur Besinnung und zu tieferem Nachdenken aufgerufen haben und vor Schritten warnen, die nicht mehr wieder gutzumachen sind.

## „Wenn meine Gemeindeglieder weggehen . . .“

300 000 Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben und ihre Zukunft

Von Ernst Dieter Schmickler

Kaum dreißig Autominuten von der traditionsreichen Siebenbürger Stadt Kronstadt entfernt, liegt die Gemeinde Tärtlau. Bekannt ist dieser Flecken durch die größte und stärkste Bauernburg Europas, wie Historiker wissen wollen. Erbaut zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert durch den Deutschen Ritterorden.

Eigentlich müßte Johann Orendi, evangelischer Pfarrer des Ortes, ein zufriedener Gottesmann sein. Zusammen mit der gesamten Wehranlage wurde auch die wertvolle Kirche im gotischen Baustil durch den rumänischen Staat restauriert. Außerordentlich gut, wie man sieht. Für die Unterhaltung der Kirchenräume müssen die evangelischen Gemeindeglieder selbst aufkommen. Was sie nach der Bekundung ihres Pfarrers durch Eigenarbeit vorbildlich tun. Die neue Glocke, die die Gläubigen zum Gottesdienst ruft, ist eine Spende des Lutherischen Weltbundes. Den Öfen für die Kirchenräume schickten die evangelischen Glaubensbrüder aus der Bundesrepublik Deutschland. Deutschland ist auch das Stichwort für die Lagebeschreibung der Situation der Siebenbürger Sachsen.

„Was soll ich hier, wenn meine Gemeindeglieder alle weggehen“, meint Pfarrer Orendi in einer Mischung aus Bedauern und Kritik. Und es sind bereits viele gegangen, viele der 1580 Gemeindeglieder wollen noch gehen. In ein „Paradies Deutschland“ zieht es sie nicht, wie der Pfarrer aufgeklärt hinzugefügt. „Das hat sich inzwischen herumgesprochen. Aber unsere Gemeindeglieder haben Geduld und harte Arbeit gelernt“, meint er trotzig.



Sein Organist ging vor Weihnachten des vergangenen Jahres weg. Zurück kommen nur selten die Aussiedler aus Siebenbürgen oder dem Banat, wie man von den ehemaligen Rumänien-Deutschen hört, deren Vorfahren als Siebenbürger Sachsen oder Banater Schwaben vor 800 und 200 Jahren ins Land gerufen wurden.

### 12 000 reisen jährlich aus

Die rumänischen Verantwortlichen verstehen den Ausreisendrang ihrer Nachbarn, die sich auf ihre deutsche Herkunft berufen, nicht. Zumindest offiziell nicht. Tatsächlich gibt es in keinem kommunistisch regierten Land Ost- oder Südosteuropas so beachtliche Minderheitenrechte wie in Rumänien. Allein zwei Millionen Ungarn sorgen hier für schwerwiegende Probleme zwischen der Notwendigkeit der staatlichen Einheit Rumäniens und einem gesicherten Minderheitenschutz. Die Pflege ihres Deutschtums ist den katholischen Banater Schwaben und den evangelischen Siebenbürger Sachsen nicht immer gut bekommen. Tausende kämpften und fielen in Hitlers Wehrmacht, Flucht und Deportation in die UdSSR oder die rumänische Baragan-Steppe folgten. Mit rund 300 000 wird die Zahl der „deutschen Minderheit“ gegenwärtig beziffert. Bundeskanzler Helmut Schmidt und Rumäniens Staats- und Parteichef Ceausescu vereinbarten im Januar 1978, daß jährlich im Durchschnitt 12 000 Ausreisewillige Rumänien verlassen können. Daran haben sich die Rumänen stets gehalten. Auch in den letzten Monaten kamen durchschnittlich 1800 in die Bundesrepublik.

### Das November-Dekret

In der deutschen Botschaft in Bukarest wird der rumänischen Regierung bestätigt, daß sie die Vereinbarung von 1978 korrekt eingehalten hat. Devise: Wer ausreisen will, soll ausreisen können. Wer bleiben will, soll bleiben.

Weniger politische als vielmehr Gründe der Arbeitsmarktsituation bereiten den Rumänen aber Schwierigkeiten,

wenn es um die Erfüllung aller Ausreisewünsche geht. Klagen die Deutschen, daß die Rumänisierung in Kultur, Sprache und Beruf rigoros ist, so leidet die Wirtschaft des Landes unter dem Weggang von qualifizierten Arbeitskräften, die meistens aus dem deutschen Bevölkerungsteil kommen.

Der Wegzug dieser Fachleute, meistens mit höherer Schul- oder Hochschulausbildung, einerseits und der Devisenmangel auf der anderen Seite haben ganz wesentlich zu dem „November-Dekret“ des letzten Jahres geführt. Bisher, so die Erfahrungen bei der Deutschen Botschaft und bei den Betroffenen in Rumänien, ist eine durchgehende Anwendung noch nicht erkennbar. Ausreisende sollen, je nach höherer Ausbildung, ihre Ausbildungskosten zumindest teilweise an den rumänischen Staat zurückzahlen, bevor sie ausreisen dürfen. In Devisen und nicht selten bis zu 10 000 DM und höher.

Die übliche Familienzusammenführung und humanitäre Fälle sollen davon nicht betroffen sein. Die Verunsicherung bei den Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben ist groß, eine Trübung der deutsch-rumänischen Beziehungen wahrscheinlich. Vorerst, so heißt es bei der Deutschen Botschaft, wird die Ausreise durch das umstrittene Dekret der rumänischen Regierung noch nicht beeinträchtigt. Dabei handelt es sich allerdings auch um Ausreisearträge, die allesamt vor dem Regierungserlaß vom November 1982 liegen. Ungeklärt ist vor allem aber die Frage, wie die Ausreisewilligen ihre „Ablösesummen“ zahlen sollen. Devisen müssen es sein, aber Devisen dürfen die rumänischen Staatsbürger nicht benutzen. Blieben Finanzhilfen von Verwandten aus der Bundesrepublik Deutschland, falls es dort noch welche gibt.

---

*Will man ein Volk vernichten,  
nimmt man ihm zuerst das Gedächtnis!*  
Reiner Kunze

---

---

Für uns Wichtiges gesammelt:

---

## Aus dem Jahresbericht 1982 des Bundesausgleichsamtes

Das Jahr 1982 stand im Zeichen der weiteren Aufarbeitung älterer Feststellungsanträge und der zügigen Bearbeitung der laufend eingehenden Anträge von neu eingetroffenen Spätaussiedlern und von Zuwanderern aus der DDR. Die Zahl der insgesamt noch abschließend zu bearbeitenden Fälle ist dadurch weiterhin planmäßig zurückgegangen. Die Zahl der Neuanträge auf Schadensfeststellung und Leistungsgewährung entsprach den Vorjahren. Damit gewann der Arbeitsanteil der Anträge von Spätberechtigten auch im Jahre 1982 erneut an anteiligem Gewicht und wird in Zukunft zunehmen.

Eine wichtige Steuerungsaufgabe bestand auch 1982 darin, die Entwicklung in den Aussiedlungsgebieten und im Schadensgebiet des BFG sorgfältig zu verfolgen und die Entscheidungspraxis der Ausgleichsverwaltung dieser Entwicklung laufend anzupassen.

Auch im Jahre 1982 wurde die Zahl der Ausgleichsämter und die Zahl der in ihnen tätigen Bediensteten verkleinert. Die Zahl der Ausgleichsämter betrug am Jahresende 191, die Zahl der Bediensteten ging zurück auf 6500.

### 1982: 30 Jahre Lastenausgleich

Für die Geschichte des Lastenausgleichs war 1982 deswegen bemerkenswert, weil im Jahre 1952 drei Kerngesetze zum Lastenausgleich erlassen wurden, die somit 1982 30 Jahre in Kraft waren. Dies gab Anlaß, die Entwicklung des Lastenausgleichs, die gesetzliche Vermehrung seines Finanzvolumens auf das Drei- bis Vierfache, die Erweiterung des Personenkreises, der Leistungsbewährung und Leistungshöhe durch 29 Novellen und durch die späteren Gesetze wie das Beweissicherungs- und Feststellungsgesetz, das Flüchtlingshilfegesetz und das Reparationsschädengesetz in ihrer Bedeutung zu würdigen.

Die Gesamtausgaben im Lastenausgleich beliefen sich Ende 1982 auf 122,8 Mrd. DM. Zieht man hiervon den Schuldendienst für die Vorfinanzierung des Ausgleichsfonds und die Kosten der Darlehensverwaltung ab, so bleiben als Leistungen an die Geschädigten 108,8 Mrd. DM.

Der ansteigende Trend der Härteleistungen nach § 301 b LAG hat sich 1982 mit 6,9 Mio. DM fortgesetzt. Das waren

0,8 Mio. DM mehr als im Vorjahr. Insgesamt wurden 29,1 Mio. DM ausgezahlt; davon entfallen 24,2 Mio. DM auf Altersversorgungsleistungen. Die Zahl der neu bewilligten Härtefälle geht dagegen seit geraumer Zeit erwartungsgemäß zurück. Dies ist ein Spiegelbild des zügigen Vorschreitens der Antragsbearbeitung im Lastenausgleich und somit des immer kleiner werdenden Kreises von nicht oder nur unbefriedigend lösbaren Fällen, die noch neu für eine Antragsprüfung nach § 301b LAG in Betracht kommen.

1983 bis 1986 werden 90 000 Neuanträge erwartet.

### **30 000 Neuanträge**

Im Jahre 1982 wurden über 30 000 neue Anträge auf Feststellung von Vermögensschäden gestellt. Die Neueinrichtung von Anträgen ist damit in den letzten vier Jahren mit relativ hohem Niveau konstant geblieben. In der Zeit von 1976 bis 1982 sind insgesamt knapp 230 000 Anträge auf Schadensfeststellung für Vermögensschäden neu gestellt worden. Für die Jahre 1983 bis 1986 schätzt das Bundesausgleichsamt im Hinblick auf die Spätberechtigten, die bis einschließlich 1984 eintreffen, die zu erwartenden Neueingänge der Anträge mit Vermögensschäden nach dem Feststellungsgesetz, dem Beweissicherungs- und Feststellungsgesetz und dem Reparationsschädengesetz auf insgesamt 80 000 bis 90 000.

Der Abbau offener Anträge auf Schadensfeststellung für Vermögensschäden vollzieht sich planmäßig. 58 000 Fälle wurden 1982 abgeschlossen. Die Zahl der derzeit noch zu bearbeitenden Anträge ging damit auf knapp 185 000 Fälle zurück, von denen aber über 45 000 schon durch Teilbescheiderteilung vorangeschritten waren. Weniger als 140 000 Fälle waren somit noch ohne Bescheid. Diese 185 000 noch nicht oder teilweise entschiedenen Fälle sind nicht etwa der Bestand alter Fälle. Im Gegenteil handelt es sich weitaus überwiegend um jüngere und jüngste Anträge.

Der Abbau der Altfälle wurde zielstrebig weiterbetrieben. Von den über 8,1 Mio. Feststellungsanträgen auf Vermögensschäden und von den insgesamt noch zu bearbeitenden knapp 185 000 Anträgen entfielen am Jahresende auf Altanträge vor 1960 nur noch 3962 unerledigte und 3814 teilerledigte Fälle. Aus dem Zeitabschnitt 1960 bis 1964 gibt es nur noch 2785 zu bearbeitende Fälle, die ungefähr je zur Hälfte unerledigt bzw. teilerledigt sind.

## **Wie hoch die Rente wirklich wird**

*Versicherungsjahre und Verdiensthöhe entscheiden – „Rentendynamik“*

Hartnäckig hält sich bei manchen Versicherten die irriige Meinung, die Höhe der Rente bestimme sich danach, wie hoch der Verdienst in den letzten Jahren vor Rentenbeginn war. Die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte hat jetzt noch einmal den „Mechanismus“ aufgezeigt, der jeder Rentenberechnung zugrunde liegt.

Die Rentenhöhe wird im wesentlichen von den Versicherungsjahren und der Verdiensthöhe beeinflusst. Ohne Bedeutung ist hierbei, ob jemand Angestellter oder Arbeiter ist. Die Renten werden von der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte (BfA) und den Landesversicherungsanstalten nach der gleichen Formel berechnet.

### **Beitragsmonate**

Zu den Versicherungsjahren gehören sämtliche Zeiten, die bei der Rentenberechnung zu berücksichtigen sind.

Dabei werden alle Monate zusammengezählt und zum Schluß in Jahre umgerechnet. Je mehr Versicherungsjahre zusammenkommen, um so höher ist die Rente. Die wichtigsten Zeiten sind hierbei die in der gesetzlichen Rentenversicherung zurückgelegten Beitragsmonate. Aber auch sogenannte beitragslose Zeiten können die Rente erhöhen. Dazu gehören Ersatzzeiten, wie etwa Soldatenzeiten während des II. Weltkrieges sowie die von den Versicherten zurückgelegten Ausfallzeiten. Das sind zum Beispiel nach Vollendung des 16. Lebensjahres liegende Zeiten der Schulausbildung oder eines abgeschlossenen Studiums. Auch bestimmte Zeiten der Krankheit und Arbeitslosigkeit zählen dazu. Sie müssen jedoch anrechenbar sein (beispielsweise Halbbelegung), damit sie die Rente erhöhen können.

Tritt der Versicherungsfall bei einem jüngeren Menschen ein – „jung“ in diesem Sinne sind alle unter 55 Jahre –, erhöhen sich die Versicherungsjahre unter Umständen noch um eine Zurechnungszeit. Diese umfaßt den Zeitraum vom Eintritt des Versicherungsfalles bis zum 55. Lebensjahr; sie wird den anderen Zeiten hinzugerechnet, so, als habe der Versicherte bis dahin voll gearbeitet.

Die Verdiensthöhe ist neben den Versicherungsjahren der zweite wichtige Faktor, der die Rentenhöhe beeinflusst; und zwar der Verdienst des gesamten Versicherungsjahres. Dieser Verdienst wird bei der Rentenberechnung mittels der persönlichen Rentenbemessungsgrundlage ausgedrückt. Sie ist nichts anderes, als ein auf das heutige Lohnniveau angehobener Jahresverdienst, den der Versicherte – gemessen an seinen Beiträgen – im Durchschnitt während des ganzen Lebens bezogen hat. Um diesen persönlichen Wert zu ermitteln, wird der der Beitragsentrichtung zugrunde liegende Verdienst des Versicherten Jahr für Jahr den Durchschnittsverdiensten jeweils desselben Jahres von allen Versicherten gegenübergestellt.

Aus den Versicherungsjahren, dem Durchschnittsverdienst des Versicherten (persönliche Rentenbemessungsgrundlage) sowie einem besonderen „Steigerungssatz“ von 1,5 Prozent (beim Altersruhegeld und der Rente wegen Erwerbsunfähigkeit) berechnet sich die Rentenhöhe. Als Altersrente gibt es für jedes Versicherungsjahr 1,5 Prozent des persönlichen Durchschnittsverdienstes. Bei 40 Versicherungsjahren beträgt die jährliche Rente also 60 Prozent des eigenen Durchschnittsverdienstes.

Im Höchstfall wird ein Versicherter 50 Versicherungsjahre zurückgelegt haben. Das Altersruhegeld beträgt dann 75 Prozent seines Durchschnittsverdienstes. Wenn dieser Versicherte immer durchschnittlich, das heißt, soviel wie alle anderen Versicherten im Durchschnitt, verdient hat, würde seine Monatsrente mehr als 1500 Mark betragen. Wer dagegen überdurchschnittlich hoch verdient und entsprechend höhere Beiträge entrichtet hat, erhält eine höhere Rente. In gesetzlich festgelegten Abständen werden die Renten der laufenden Lohnentwicklung angepaßt (Rentendynamik).

### **Freiwillige Beiträge**

Freiwillige Beiträge nehmen allerdings nur an der Rentendynamik teil, wenn der jährliche Beitragsaufwand seit 1979 mindestens dem Wert von zwölf Mindestbeiträgen entspricht. Das sind 1983 936 Mark, und zwar für die Monate Januar bis August je 77 Mark und für September bis Dezember je 80 Mark. Die unterschiedlichen Beiträge ergeben sich aus der 1. September 1983 vorgesehenen Erhöhung des Beitragsatzes auf 18,5 Prozent. Belegt sein müssen auch jeweils drei zusammenhängende Kalenderjahre mit freiwilligen Beiträgen in Mindesthöhe

Herbert Willmer

# Ein aufrechter Streiter für das Wort Gottes!



In der alten Heimat, im schönen Hermannstadt, feierte in diesem Sommer ein tapferer Streiter für das Wort Gottes seinen 80. Geburtstag. Es ist dieses unser ehemaliger Pfarrer Otto Reich. Unzählige Gratulanten, darunter auch einige aus Deutschland, haben dem Jubilar ihre besten Wünsche dargebracht.

Um den Wert dieses Menschen uns allen noch einmal in Erinnerung zu rufen, dazu sollen diese Zeilen dienen.

Man schrieb das Jahr 1938, Tartlau war durch die unselige Politik eine gesplattete Gemeinde und ohne Pfarrer. In diese Gemeinde kam nun der neue Pfarrer Otto Reich und die bange Frage bewegte jeden aufrichtigen Tartlauer, wird er wohl die Gemeinde wieder zusammenführen und Frieden in die Herzen der Menschen bringen können? Und ich will es auch gleich sagen, es ist ihm in einer Art und Weise gelungen, wie es selbst die größten Optimisten nicht zu träumen gewagt hatten.

Aus tiefem, gläubigem Herzen hat er das Wort Gottes gepredigt, so daß die schöne Tartlauer Kirche bald wieder eine sehr hohe Besucherzahl aufweisen konnte. Es war ein Genuß, seinen Predigten zu lauschen, sie hatten jedem etwas zu sagen. Seine Worte kamen von Herzen und gingen zu den Herzen seiner Kirchenkinder.

Mit viel Eifer und Gewissenhaftigkeit widmete er sich auch der außerkirchlichen Seelsorge. Chöre, Laienspielgruppen, Spielscharen, Leseabende, Krankenbesuche, auf der Straße für jeden ein freundliches Wort, ja selbst im Sport hat er aktiv mitgemacht. Dies alles und noch mehr hat dazu beigetragen, daß er sehr bald sich die Stellung und das Ansehen erwarb, welche einem sächsischen Pfarrer in seiner Gemeinde zukommt! Als erster Vorgesetzter der deutschen Volksschule hatte er ein besonders herzliches Verhältnis zu allen Lehrern und war ständig bemüht, die Tartlauer Schule zu fördern.

Wie überrascht und voller Freude aber waren die Tartlauer Soldaten, als sie im Kriege ihr Pfarrer sogar in der vordersten Kampflinie besuchte, um ihnen Trost und wo es Not tat auch Hilfe zu bringen. Von Lazarett zu Lazarett ist er geeilt, hat die Verwundeten nach ihren Wünschen gefragt, hat für sie Karten geschrieben, ihnen Zigaretten gebracht und beim Arzt nicht selten ein gutes Wort für sie eingelegt, und wer auf dem Felde der Ehre sein Leben geben mußte, den begleitete er zu seiner letzten Ruhestätte in fremder Erde! Die Bewertung der Tätigkeit von Pfarrer Otto Reich an der Front ist wohl am besten durch den Aus-

spruch einiger rumänischer Soldaten gekennzeichnet: „Euer Pfarrer ist ein Engel!“

Und dann kam die dunkle Zeit, die Deportation, und an der Spitze seiner Gemeinde zog auch Pfarrer Otto Reich hinaus ins Ungewisse. Schon im Waggon bildete er aus seinen Tartlauern einen kleinen Chor, der uns mit seinen Liedern die schwere Zeit ertragen half. Sogar Grigore, unser russischer Begleitsoldat, kam jedesmal, wenn es ihm nur möglich war, in unsern Waggon und wollte den Chor hören. Dafür half er uns beim Kohlestehlen und verschaffte uns zusätzliche Lebensmittel.

Im Lager hat Otto Reich seine Rolle als Seelsorger, allen Gefahren zum Trotz, segensreich weitergeführt. Gott hat ihn dafür belohnt, und er durfte am 22. Dezember 1945 mit einem Krankentransport nach Hause und seine Gemeinde und vor allem die Schule betreuen.

Als dann schön langsam wieder alle nach Hause kamen, begann für sie ein Leben in völlig neuen Verhältnissen, und mancher hat auch in diesen schweren Tagen den Weg zu seinem Seelsorger genommen, um sich Rat und Trost zu holen. Es war für alle, auch für ihn eine schwere Zeit, die er aber mit gläubigem Herzen überstanden und dazu auch noch seinen Kirchenkindern Hilfe geboten hat. Trotzdem die Schule von der Kirche getrennt wurde, blieb er auch weiterhin ein treuer Helfer und Förderer derselben, denn sie war eines seiner liebsten Kinder!

Leider ging diese segensreiche Tätigkeit auch zu Ende, denn aus triftigen Gründen ist Pfarrer Otto Reich im Jahre 1957 als Pfarrer nach Hermannstadt gezogen. Die Tartlauer haben ihn schweren Herzens ziehen lassen – aber es war sein Wille!

Ich glaube, im Namen aller Tartlauer sagen zu dürfen: Lieber Herr Pfarrer Otto Reich, wir wünschen Ihnen nachträglich zu Ihrem 80. Geburtstag von Herzen beste Gesundheit, Kraft und Gottes Segen! Sie waren für Ihre Tartlauer im wahrsten Sinne des Wortes ihr „Harr Vueter!“

Eines Ihrer Tartlauer Kirchenkinder.

---

*Ein rumänischer Politiker  
hat vor kurzem gesagt:*

*„Die Siebenbürger Sachsen gehen  
und nehmen in ihren Händen  
unser schönes Siebenbürgen  
mit sich fort –  
das wird die Zukunft beweisen.“*

---

## **Rumänien stimmt in Madrid westlichen Vorschlägen zu**

Rumänien hat bei der KSZE-Konferenz in Madrid als erstes östliches Land den vier Änderungsvorschlägen des Westens für das Schlußdokument zugestimmt. Der rumänische Delegationsleiter Sandru zog die früheren eigenen Änderungswünsche zurück und sprach sich für eine baldige endgültige Einigung aus. Er äußerte sich zustimmend zur Festlegung eines Expertentreffens über menschliche Kontakte, zu zwei geringen Redaktionsänderungen im Text des Schlußdokuments sowie ausweichend zur Forderung nach freiem Empfang westlicher Rundfunksendungen im Ostblock.

## Überweisung allein reicht nicht!

Liebe Nachbarn! Ihr seid bestimmt froh und auch stolz um diesen unsern Heimatboten. Wieviel Mühe und Arbeit da drin steckt, kann eigentlich nur der Vorstand sagen, aber auch so mancher von Euch kann es sich halbwegs vorstellen.

Mir geht es hier und jetzt nicht um lobende Worte – oder daß man dem einen oder andern großzügig auf die Schulter klopf; ich will nur, daß sich jeder Nachbar die Frage stellen möge: welche Nachricht – ob freudige oder traurige – habe ich diesmal eingeschickt, gibt es denn wirklich nichts, was ich den andern Nachbarn mitteilen könnte? Wie stolz sind doch die Eltern, wenn ein Kind geboren ist; wie stolz sind Eltern, wenn der Sohn heiratet; wie gut kommt die Anteilnahme, wenn Gott einen lieben Angehörigen zu sich rief; wieviel Geborgenheit und wieviel Stärke gibt einem denn nicht die Gemeinschaft???

Den Nachrichten nach zu urteilen, werden bei den Tartlauern keine Kinder geboren, einige wenige heiraten und viele sterben; also sterben die Tartlauer aus. Ja, so ist es!

Was wir, die wir ja für Euch Tartlauer den Heimatboten herausgeben, brauchen, sind Nachrichten aus dem Familienleben – von hier und auch aus Tartlau – (dazu gehören: Geburt, Taufe, Konfirmation, Verlobung, Trauung, Tod), Geburtsdaten von allen, die zur Familie gehören, Adressen, Adressenänderungen, Adressen von Tartlauern aus der ganzen Welt.

Es müßte sich bis jetzt bei allen Tartlauern herumgesprochen haben, um was es überhaupt beim Eintritt in die 9. Tartlauer Nachbarschaft geht: Bekennung zur Gemeinschaft, zur Gemeinsamkeit, zu Tartlau.

Aber: „...daß man ohne Geld keinen Heimatboten drucken kann, daß man ohne Mitteilungen der Veränderungen im persönlichen Leben, wie Geburt, Trauungen, Todesfall, Wohnungswechsel, keine Nachrichten aus dem Nachbarschaftsleben bringen kann, ohne persönliche Daten keine Kartei anlegen kann und daß man ohne nachbarlichen Zusammenhalt nicht stark sein kann. Ein noch so guter Vorstand kann seinem Verein nicht dienen, wenn dieser von den Vereinsmitgliedern nicht tatkräftig unterstützt wird. Man mag es drehen und wenden wie man will: Der Nach-

barschaftsgedanke ist auch heute – gerade heute! – keineswegs überholt, keineswegs veraltet! Ganz im Gegenteil: Er ist aktueller als je, mag er auch im Lauf der Zeiten sein äußeres Gewand ändern. Denn sein Grundgedanke – Hilfsbereitschaft, liebevolle Anteilnahme, herzliches Mitleiden und Mitleiden von Mensch zu Mensch in überschaubaren Einheiten – ist zeitlos!“ ...„Ich wünsche uns allen ein Zusammenfinden, einen festen Zusammenhalt, um als Nachbarschaft allen unseren Nachbarn hier und in der Heimatgemeinde, unserm lieben Tartlau, dienen zu können.“ So Nachbarvater Michael Trein in der letzten Ausgabe unseres Heimatboten.

Ich muß da unbedingt hinzufügen: allein die Überweisung des Mitgliedjahresbeitrages von 10 DM reicht nicht; ohne Adresse z. B. kann der Heimatbote den Nachbarn nicht erreichen!

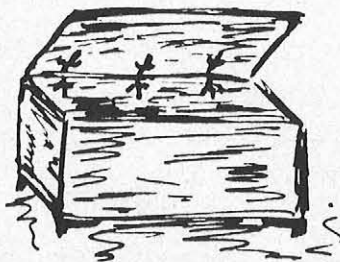
Wir bemühen uns, zweimal jährlich „Das Tartlauer Wort“ herauszugeben, und zwar zu Pfingsten und zu Weihnachten. Dafür gilt grundsätzlich als Redaktionsschluß der 15. April bzw. der 15. Oktober.

Es erhält jede Familie, jeder Nachbar, je einen Heimatboten; zusätzliche Exemplare verschicken wir gerne gegen eine Gebühr von 3 DM (in Briefmarken) pro Stück an die gewünschte Adresse.

Liebe Tartlauer Neuankömmlinge! Bitte meldet Euch! Bitte nehmt mit einem der Nachbarn aus dem Vorstand Verbindung auf, denn Ihr könnt uns sagen wer oder welche Familien in Tartlau Hilfe am nötigsten brauchen. Nur auf diesem Weg können wir dann auch wirklich helfen.

Übrigens, der Vorstand hat seit Mai dieses Jahres, im Namen der 9. Tartlauer Nachbarschaft – mit Angabe von privaten Adressen – vier Lebensmittelpakete über das Sozialwerk der Siebenbürger Sachsen nach Tartlau geschickt. Wir haben bis jetzt leider noch keine Bestätigung über den Erhalt dieser Pakete – aber wir hoffen, daß sie angekommen sind, und hoffen, den Empfängern damit nicht nur eine Freude gemacht zu haben, sondern ihnen damit auch geholfen haben.

Werner Schunn – Schriftführer



### An der Trunfanden...

Daß die Tartlauer Handel trieben, ist bekannt.

Daß dies aber schon seit über fünf Jahrhunderte der Fall ist, beweist eine Eintragung in den Büchern von Kronstadt aus dem Jahre 1460: Der Stadtrat von Kronstadt setzt sich beim Rat von Vaslui (Moldau) für die Rückgabe der Waren ein, welche dem „Stephanus Albus de Prasmar“ in Vaslui zurückgehalten wurden.

## Feierabend

*Dehem, dau stend e Londjenbom,  
dien ech gepflonzt, am Haf.*

*E jeder hat senj Froaid deruon  
uom heschen Bladderdach.*

*Uom Auvend, wunn em drander suaß,  
senj Dachwerk hat verricht –  
de Moih och Plauch em dau verguaß  
weir se gewiest – nach esu licht.*

*Erklung de Glak ze Auvendmarch,  
diät em de Hondj zusuemmen.*

*Der lätzt Sannestraul – schun hondjerm Barch  
schinn es zerack – zem Amen.*

*Sätch – duat wuas en Feierabend  
dien em sonst nierendmih fondj,  
esu erquackend – och esu labend –  
iwerual wuas Fridden – och ander der Londj.*

*Katharina Roser, geb. Hellmann*





# Luther und die Reformation in Siebenbürgen

Zur OKR-Vortragsreihe in Bonn – Detaillierte historische Untersuchung vorgelegt

Daß Luthers, seines 500. Geburtstages zu gedenken, auch (und nicht zuletzt) Aufgabe und Verpflichtung für alle Ostdeutschen sei, verdeutlichte nicht nur „ad oculus“ aufs Schönste und Lehrreichste die auch in Bonn gezeigte Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz. Das demonstriert nicht minder der ebenfalls zum Lutherjahr veranstaltete Vortragszyklus der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat in Bonn, der, über Preußen weit hinausgreifend, die Reformation auch in anderen Landschaften Ostdeutschlands bzw. deutschen Siedlungsgebieten Osteuropas wissenschaftlich untersucht. Auf des Bonner Ordenshistorikers Arnold Vortrag über Luther und die Reformation in Preußen (s. DU Nr. 6/83) folgte, quasi als südliches Pendant, die Untersuchung, die Prof. Dr. Ludwig Binder über den Erfolg der reformatorischen Bewegung im seit dem 12. Jahrhundert von Deutschen besiedelten Siebenbürgen anstellte.

Begrüßt wurde der aus Mediasch/Siebenbürgen gebürtige Kirchenhistoriker Binder (Theologieprofessor in Klausenburg, seit seiner Emeritierung in Augsburg) von Stiftungspräsident Dr. Herbert Hupka, MdB, vor gutbesetztem Saal im Haus der Evangelischen Kirche auf der Adenauerallee. Hupka erinnerte, als katholischer Schlesier, bewegt an „sein Erlebnis“ Siebenbürgen, jene zu Rumänien gehörende, seit 800 Jahren ihre kulturelle Identität wahrende Region seit den Tagen der Reformation bis in unsere Tage (mit z. Z. noch rund 180 deutschsprachigen Pfarrern!) die südöstlichste Bastion der evangelischen Kirche in Europa.

Ludwig Binder, der für seine detaillierte historische Untersuchung keinen Beleg schuldig blieb, erörterte zunächst, geographisch, politisch und ethnisch, den Begriff Siebenbürgen, sodann die verschiedenen Wirkungen Luthers auf die siebenbürgische Reformation, die in fünf deutlich unterschiedenen Perioden erfaßt werden könne.

Von 1520 bis 1526 sei eine Verbreitung der reformatorischen Frühschriften und Lieder Luthers feststellbar, von 1526 bis 1538 komme es zu einer Vorlieferung der reformatorischen Gesinnung, von 1539 bis 1541 zu einer intensiven Durchdringung mit reformatorischem Gedankengut, schließlich von 1542 bis 1550 nach Verselbständigung des Fürstentums Siebenbürgen (1541) zum eigentlichen Durchbruch der Reformation, wobei Luther erstmalig direkt und persönlich auf die siebenbürgischen Verhältnisse Einfluß genommen habe, bis im Jahre 1547 die sächsische Nationsuniversität die „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen“ als die für das kirchliche Leben gültige Rechtsnorm anerkannte. Endlich sei noch eine letzte Phase zu unterscheiden, von 1550 bis 1572, in der Luthers Mitarbeiter Melanchthon und Bugenhagen persönlichen Einfluß ausübten und an deren Ausgang die Vertreter der sächsischen Kirche, nach langen Auseinandersetzungen mit Calvinismus und Unitarismus, die Augsburger Konfession Luthers als gültige Lehrform annahmen.

Alles in allem eine zögerliche, in Etappen sich vollziehende Entwicklung, für die der Redner nicht ohne Selbstironie, neben den politisch-historischen Bedingungen (Annäherung der ungarischen Politik an die Reichspolitik, Thronstreit zwischen Siebenbürgen und Habsburg, die Rolle des Humanismus, Errichtung des Ständestaates, die Funktion der Nationsuniversität) den Volkscharakter der Siebenbürger verantwortlich machte, denn wie dieser habe sich die Reformation in Siebenbürgen weise und behutsam gegeben, ohne Gewalt, Zwang oder Verfolgung, im Zeichen einer großen Toleranz.

Das Hauptaugenmerk richtete der Referent auf die Jahre des Durchbruchs, auf das Verhältnis des siebenbürgi-



schen Reformators Johannes Honter(us) (geb. 1498 in Kronstadt, gest. 1549 ebd.) zu Martin Luther. Honter, der an antiker Literatur geschulte Humanist, habe zunächst Erasmus nähergestellt als Luther und erst spät, über seinen Aufenthalt in Basel und seine erzieherische Tätigkeit in Kronstadt, den Weg vom Humanismus zur kirchlichen Erneuerung, sprich lutherischen Reformation in ihrer Spätform, gefunden von seinen frühen Vorteilen zu den Werken des Augustin bis hin zum Kronstädter Reformationsbüchlein von 1513, der ersten eindeutigen Reformationsschrift aus der Druckerei (und Feder, wenigstens teilweise) des Johannes Honterus, die sich ausführlich auf die Gestaltung des gottesdienstlichen Lebens bezieht, aber auch auf die Reform des Schulwesens, der Waisenfürsorge und der Armenpflege. Zu diesen hier eingeführten Reformen nahm Luther bald schriftlich und in ermutigendem Sinne Stellung, zuletzt in einem an Honterus gerichteten Brief vom 11. Mai 1544, dem Jahr, in dem Honterus zum Stadtpfarrer ernannt wurde.

Auf dem Reformationsbüchlein basiert auch die in der Endphase der Entwicklung den Schlußpunkt setzende „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen“ mit wesentlichen Ergänzungen auf dem Gebiet des Ehrechtes und der jährlich vorzunehmenden Visitationen (Gemeindebesuche durch den Dechant in Begleitung eines Pfarrers und einiger Ratsherren).

Abschließend verwies der Redner auf die nationale Bedeutung, die die Reformation neben der kirchlich-religiösen für Siebenbürgen hatte, denn die evangelisch-lutherische Kirche habe durch ihre Organe, stärker als die Nationsuniversität, die „Natio saxonica“, die auf dem Königsboden und den Distrikten Burzenland und Bistritz angesiedelte sächsische Nation, sittlich-kulturell geeint und erhalten, wobei die Hinwendung zur kulturellen und geistigen Entwicklung im protestantischen Deutschland ebenso eine Rolle gespielt habe wie die Erneuerung des Schulunterrichts und die aufopferungsvollen, gemeinschaftsgründenden gottesdienstlichen und außergottesdienstlichen Handlungen. Was wohl die erstaunliche Eigenständigkeit, die die Siebenbürger Sachsen als deutsche Sprach- und Kulturinsel bis auf den heutigen Tag im Ostblock bewahrt haben, plausibel macht.

Den erschöpfenden Ausführungen des siebenbürgischen Gelehrten, denen die zahlreichen Zuhörer mit großer Aufmerksamkeit folgten, wurde reichlich Beifall gespendet. Diesen Zyklus ermöglicht zu haben, ist verdienstvoll.

E. E. Keil